

MEMENTO

Bauerndichter
im Sowjetreich

Die Petersburger literarische Sensation des Jahres 1916 ist ein 21-jähriger Bauerndichter aus Bjasan, der im ärmelosen Rock und mit bunt gefassten Schafstiefeln vor dem Publikum tanzt und Lyrikrezitiert. **Sergej Jessenin** heisst er, ist der Sohn eines Muschiks, und aus dem Erstling «Auferstehungszeit» – melodiose, bilderreiche, dunkle Beschwörungen des Landlebens und der Natur – darf er in Zarskoje Selo gar der Zarin vortragen. 1918, in «Inonija», begrüsst der inzwischen als Haupt der sprachtrunkenen «Imaginisten» geltende Dichter aber dann die Revolution, von der er sich ein «Bauernparadies» erhofft. Doch das Städtisch-Proletarische obsiegt, und Jessenin verfällt jenem Alkoholiker- und Bohémienleben, das in «Beichte eines Hooligans» (1921) und «Kneipen-Moskau» (1924) aufscheint. 1924 aber, als er in sein Dorf heimkehrt, das er einst so begeistert besang, hat die Kolchosa Einzugsgehalt und ist er, wie das Poem «Die sowjetische Russen» dokumentiert, auch davon endgültig enttäuscht.

Was ihn stets von neuem in die Höhen lyrischer Verzückung trägt, sind, auch wenn sie immer in Katastrophen enden, seine Liebesbegegnungen. 1917 die Ehe mit Sinajda Raich, der späteren Frau Meyerholds, 1922 die um vieles wildere mit der legendären Tänzerin Isadora Duncan, die die Seele Russlands in dem blonden Bauernjungen sucht, den sie sich wie im Rausch zum Gefährten wählt und nach Berlin und Paris verschleppt, ohne dass die beiden sich anders unterhalten können als im Tanz, mit Zärtlichkeiten, Umarmungen und zuletzt, als das Drama seinem Ende zugeht, mit Schlägen und Tobsuchtsanfällen. Doch seltsam: Die reifsten, vollkommensten Gedichte gelangen Jessenin, als die Duncan ihn fallen gelassen hat und er heimatlos durch Russland irrt. In Baku verliebt er sich in eine Perserin, in Leningrad heiratet er ein drittes Mal: Sofja Tolstoja, Tolstoj's Enkelin. Als auch dieser Traum zerplatzt, ist seine Kraft erschöpft: Im Hotel Anglettere in Leningrad öffnet er sich in der Nacht zum 28. Dezember 1925 die Pulsadern. (li)

KULTURNOTIZEN

Comix-Wettbewerb

FUMETTO Internationales Comix-Festival Luzern Fumetto, das 2006 vom 1. bis 9. April stattfindet, schreibt einen Wettbewerb zum Thema Musik aus. Einsendeschluss ist der 20. Januar 2006. Weitere Infos: www.fumetto.ch (kul)

Pop-Förderprogramm

NEUES MODELL Das Migros-Kulturprozent lanciert ein neues Modell zur Förderung der Schweizer Popmusik: Unterstützt werden nicht mehr primär die Künstler, sondern Independent-Labels, die Schweizer Musikerinnen und Musiker unter Vertrag haben. Pro Jahr stehen rund 100 000 Franken zu Verfügung. Die Förderbeiträge werden erstmals im Mai 2006 vergeben. Gesuche können bis 10. Februar 2006 eingereicht werden. www.kulturprozent.ch (kul)

The Selection VFG

FOTOGRAFIE Zum achten Mal schreibt die Vereinigung fotografischer Gestalterinnen und Gestalter (VFG) The Selection VFG aus, ihren Fotopreis zur Bestenauswahl in der schweizerischen Berufsfotografie. Anmeldeschluss: 16. Januar 2006. Infos: www.the-selection.ch (kul)

Erfolgreiche Architekten

BERN Die Schweizer Architekten Mario Botta, Bernard Tschumi und Fabrice Franzezzini sind von der Int. Vereinigung Sport und Freizeit (IAKS) ausgezeichnet worden. Geehrt wurden sie für Bauten in Tenero TI, Rouen (F) und Le Bouveret VS. (sda)

«Zu viele Inkompetente reden mit»

Hundert Tage im Amt – Kulturminister Heinrich Gartentor zieht eine erste Bilanz

Während der Glanz als Fussballhauptstadt langsam, aber sicher am Verblässen ist, bleibt Thun wenigstens die Ehre als Kulturhauptstadt der Schweiz erhalten. Und das bis 2007. Hier residiert nämlich seit drei Monaten der neue Kulturminister.

NICK LÜTHI

Martin Lüthi, besser bekannt unter dem Künstlernamen Heinrich Gartentor, trat sein Ministeramt am 18. September an, nachdem er aus einer offenen Internetwahl siegreich hervorgegangen war. Nein, Sie haben nichts verpasst: Im Bundeshaus ist weiterhin Pascal Couchepin für das Ressort Kultur verantwortlich. Den Posten des Schattenministers haben die Luzerner Kultur- und Internetaktivisten Adi Blum und Beat Mazenauer geschaffen. Getragen wird das Kulturministerium massgeblich von Suisseculture, dem Dachverband der professionellen Kulturschaffenden. Das neue Amt soll laut den Projektverantwortlichen mithelfen, «die Kultur in Gesellschaft und Politik zu verankern und das Ansehen der Kultur zu stärken». Am Stephanstag hat Gartentor nun erstmals eine Zwischenbilanz gezogen und zusammen mit dem «Bund» auf seine ersten hundert Tage als Kulturminister zurückgeblickt.

Am Aktenberg

«Als ich gewählt wurde, konnte ich mir nicht genau vorstellen, was auf mich zukommt.» Inzwischen habe er sich aber recht gut in das Amt eingelebt und sehe langsam, was es alles zu tun gibt, erzählt Gartentor. «Ich verstehe mich aber weiterhin in erster Linie als Kulturschaffender.» Ungewohnt sei für ihn die intensive Beschäftigung mit der offiziellen Kulturpolitik. Mit dem zeitaufwändigen Aktenstudium ist der höchste Künstler der Schweiz bisweilen noch ein wenig überfordert. Nicht wegen der Inhalte, sondern ob des schier unermesslichen Umfangs der amtlichen Papiersammlung.

Als Gartentor mit dem Zug nach Frankfurt zur Buchmesse fährt, verschlafte er – übermüdet vom Aktenstudium der Vortage – den Ausstieg in Frankfurt. Der ICE-Schnellzug legt auf die Bitte Gartentors hin in Fulda einen ausserplanmässigen Halt ein. Für einen



Mit seinen Ideen stösst Heinrich Gartentor, **der höchste Künstler der Schweiz**, selbst bei den Steuerbehörden auf offene Ohren.

MANU FRIEDRICH

Minister macht man schliesslich alles. Gartentor kommt rechtzeitig zum Auftritt vor den Schweizer Verlegern.

Fussball ist Kunst

Gerade im Ausland bestehe ein grosses Interesse an seiner neuen Aufgabe. In Frankfurt, Köln und München ist Gartentor in den letzten Monaten als Referent aufgetreten. Überall hat man ihn als Kulturminister begrüsst. Der neue Titel bringe auch Annehmlichkeiten mit sich. «Im Unterschied zu früher bin ich nun auf den Gästelisten mindestens eine Kategorie höher gerückt», sagt der Minister

schmunzelnd. So liess er sich in München auf einer Privatführung die Allianz-Arena zeigen. Mit dem Stadionbesuch dokumentierte Gartentor sein Interesse an modernen Fussballanlagen. Ein Thema, das ihn auch in seiner Heimatstadt beschäftigt. Wegen seiner ablehnenden Haltung gegenüber dem offiziellen Stadionprojekt Thun Süd hat sich Gartentor prominente politische Feinde eingehandelt; Stadtpräsident Hans-Ueli von Allmen und seine Vertreterin, Nationalrätin Ursula Haller, gehören dazu. Der bisherige Tiefpunkt der Beziehung zwischen Künstler und Obrigkeit: Die Kunst-

gesellschaft Thun musste auf politischen Druck hin einen von Gartentor gestalteten Faltprospekt bis nach der Abstimmung im Februar über den Stadionneubau in den Giftschrank verbannen. Auf dem Leporello ist die Arbeit des Künstlers dokumentiert, und Gartentor äussert sich auch dort kritisch zur geplanten Spielstätte des FC Thun (der «Bund» berichtete).

Unabhängig bleiben!

«Es gibt immer noch zu viele Inkompetente, die bei Kulturfragen mitreden – und mitentscheiden. Jeder, der im Kindergarten mal gezeichnet und in der Schule Lieder

gesungen hat, fühlt sich heute kompetent, über Kultur zu urteilen», empört sich Minister Gartentor. «Ich verstehe es als eine meiner Aufgaben, gegen solches Unwissen anzukämpfen und aufzuklären.»

Besonders ins Zeug legen will sich der Kulturminister für die Stiftung Pro Helvetia als Gütesiegel wahrgenommen. Das sei hierzulande leider noch zu wenig bekannt. Im seiner Vernehmlassungsantwort zum Pro-Helvetia-Gesetz plädiert Gartentor stark für die Wahrung der politischen Unabhängigkeit der Kulturstiftung. Ein Gräuel ist dem Kulturminister die Vorstellung, dass mit der geplanten Reorganisation die Bürokratie überhand nehmen könnte. Was es brauche, sei «eine schnelle und effiziente Pro Helvetia». Und auch das neue Kulturförderungsgesetz sieht Gartentor «nach mehr Kulturverwaltern» verlangen. Neben dem geforderten effizienten Mitteleinsatz von staatlichen Stellen will Gartentor zusätzliche Gelder fliessen lassen dank steuerlichen Entlastungen von Investitionen in Kunst und deren Förderung. Er pflege informelle Kontakte zu Steuerbehörden. «Mit meinen Ideen stosse ich dort durchaus auf offene Ohren», weiss Gartentor. «Kulturförderung darf allerdings nicht zu einem Steuerschlupfloch verkommen», umreist Gartentor die Grenzen staatlich begünstigter Mäzenatentums.

Das neue Kulturförderungsgesetz drohe zu einer teuren Jekami-Veranstaltung zu verkommen. Zu viele Akteure aus der Politik würden dann über kulturelle Inhalte mitreden, vermutet Gartentor. Über die Kosten zur politischen Kompromissfindung spreche niemand. «Es darf nicht sein, dass der zusätzliche administrative Aufwand von den Beiträgen für die Kultur abgegrenzt wird.»

In der Polarnacht

Im Januar wird Gartentor ausreichend Zeit finden, sich weiter in die Irrungen und Wirrungen der schweizerischen Kulturpolitik zu vertiefen. In aller Ruhe und Abgeschlossenheit. Dank einem Reise-Stipendium des Kantons Bern wird der Thuner Künstler in den nächsten Tagen für einen Monat in die Polarnacht nach Spitzbergen verreisen. Und was machen die Amtspflichtigen? «In dringenden Fällen bin ich über das Generalsekretariat des Kulturministeriums auch in der Arktis erreichbar.»

Vom Wühltisch in die Charts

Tim Fite heisst der jüngste Hype der New Yorker Indie-Schule um Adam Green und Ben Kweller

Mit seinem Konzeptalbum «Gone Ain't Gone» schürft Tim Fite in den Niederungen von 50 Jahren Pop. Krumen und Brosamen der Musikgeschichte präpariert er zu einem Monument von verlebter Anmut.

CHRISTOPH LENZ

Manchen Tonträgern ist es beschieden, jahrzehntelang auf den Wühltischen und in den Lageräumen der Plattenläden heranzureifen. Sie sind musikalische Artefakte, die trotz Schleuderpreisen das Stigma des Ladenhüters nicht loswerden, Staub ansetzen und sich akustisch und physisch deformieren.

Ihrer hat sich vor einigen Jahren der New Yorker Singer/Songwriter

Tim Fite angenommen. Mit dem Eifer eines Geschichtsrevisionisten hat er Krumen und Brosamen, die unter den Tisch des Pop gefallen sind, gesammelt und sie nun als Samples in sein zweites Soloalbum «Gone Ain't Gone» (Anti) gestreut. Die Sequenzen unterscheiden sich dabei ebenso in ihrer Länge wie in ihrem Gehalt. Hier gerät ein zweisekündiges, repetiertes Rauschen zu dringlicher Perkussion. Dort wird ein verknöchertes Song von Gesprächsfetzen und grobschlächtigen elektronischen Sperrzeichen genarrt. Wie vielen Fussnoten der Musikgeschichte er damit aber tatsächlich zu neuem Ruhm verhilft, bleibt fraglich.

Tim Fite pflegte schon auf dem Erstlingsalbum «Two Minute Blues» ein reichlich bizarres Songwriting. Obwohl er sich damals primär auf hausbackene Songelemente setzte, war «Two Minute

Blues» ebenfalls zurspinnerten Soundcollage geraten. Zur Erklärung dieser Absonderlichkeiten verweist der Künstler auf seine Lebensgeschichte, der er gelegentlich neue Kapitel hinzufügt.

Mann ohne Blut

Bei der Geburt von Tim Fite, irgendwann zwischen 1975 und 1983, erschauerten Ärzte und Eltern. Da war ein Kind geboren, die ersten Jahre seines Lebens, so will es die Legende, verbrachte der kleine Tim am Tropf von Blutmaschinen in geheimen Laboratorien, wo er als Forschungsobjekt medizinischer Versuche erhalten musste. Irgendwann fand er sich im Hause seiner Eltern im Hinterland von New Jersey wieder und begann, Rap zu hören. Dann Punk, später Grunge und zuletzt Folk. Einzige Konstante: die Blutmaschine.

Auch heute noch hängt er am Tropf dieser larmoyanten Gerätschaft. Ihr rastloses Rattern ist in einigen Songs nicht nur eindeutig rauszuhören, zuweilen gibt es gar den Takt seiner Songs vor. Oder bringt einen Song mit abweichendem Puls ins Straucheln.

Sackpfeifenrevolution

Diese schrille Geräuschcollage bildet jedoch nur den Rahmen zu «Gone Ain't Gone». Mit dem blinden Fleck der Musikkanalen unter dem Brennglas erzählt Tim Fite eine andere, neue Geschichte des Pop. Während Punk, Blues und Beat eine Ménage à trois feiern, tändelt hippiesker Folk mit herrischem Rap. Und zwecks gemeinsamen Musizierens und Agitierens finden sich auf einem Nebenschauplatz schottische Sackpfeifenflöter und militante Black-Panther-Anhänger ein. Zusam-

men werden sie demnächst die rassistische Machtstruktur Amerikas niederreissen und der Regierung mal tüchtig den Marsch blasen, sagt der Anpeitscher. Tim Fite plagt derweil andere Sorgen: Sein Baby hängt ihm mit dem Vorwurf der Faulheit in den Ohren. «I've been busy», verteidigt sich Tim. «Busy quitting every job in New York City.»

Es sind die ersten dreissig Minuten von «Gone Ain't Gone», die den Rookie der New Yorker Indie-Schule auf Augenhöhe mit Ben Kweller oder etwa Adam Green erscheinen lassen. Nach genannter Frist gibt sich die Kurzweil bald einer latenten Irritation über die von Tim Fite manisch bemühte Neuerfindung seiner selbst hin. Die in den ersten zehn Songs bewiesene Klasse dürfte aber ausreichen, Tim Fites Album den Bussgang in die Ramschkiste auf längere Zeit zu ersparen.